krisis

Kritik der Warengesellschaft

Norbert Trenkle

Die Arbeit hängt am Tropf des fiktiven Kapitals

Eine Antwort auf *Geht dem Kapitalismus die Arbeit aus?* von Christian Siefkes

Beitrag **1 / 2016**

Norbert Trenkle

Die Arbeit hängt am Tropf des fiktiven Kapitals

Eine Antwort auf *Geht dem Kapital die Arbeit aus?* von Christian Siefkes

Krisis – Kritik der Warengesellschaft 1/2016

Hrsg.: Förderverein Krisis – Verein für kritische Gesellschaftswissenschaft e.V.
Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg

Tel. ++49 911 7056 28
Fax ++49 911 780 9542

www.krisis.org
krisisweb@yahoo.de

ISSN 2196-940X

Zusammenfassung

Die zentrale krisentheoretische Aussage der *Gruppe Krisis*, dass es im Gefolge der Dritten industriellen Revolution zu einer absoluten Verdrängung von Arbeitskraft aus den kapitalproduktiven Sektoren und damit zu einem säkularen Abschmelzen der Wertmasse gekommen sei, ist vielfach in Frage gestellt worden. Der vorliegende Text stellt eine Auseinandersetzung mit einer zweiteiligen Artikelfolge von Christian Siefkes dar, welche den Versuch unternimmt, diese Aussage empirisch zu überprüfen. Siefkes wertet darin die Beschäftigungsstatistiken der ILO im Lichte der Fragestellung aus, ob das für die Kapitalverwertung relevante globale Arbeitsvolumen seit den 1980er Jahren gesunken ist oder nicht. Sein Fazit fällt uneindeutig aus: zwar sieht er die These vom Abschmelzen der Wertsubstanz als nicht bestätigt an, glaubt aber eine Tendenz in diese Richtung zu erkennen.

Demgegenüber wird hier gezeigt, dass die von Siefkes vorgelegten Zahlen eine sehr viel deutlichere Sprache als er selbst herausliest. Sein vorsichtiges Fazit beruht darauf, dass er erstens einen zentralen Argumentationsstrang der fundamentalen Krisentheorie ausblendet. In seiner Interpretation des Datenmaterials abstrahiert er nämlich von der massiven Akkumulation des fiktiven Kapitals, welche den fundamentalen Krisenprozess überlagert und im großen Stil Wertproduktion induziert, die nicht aus der Eigendynamik der Kapitalverwertung resultiert. Es lässt sich zeigen, dass diese induzierte Wertproduktion seit den 1980er Jahren gewaltige Ausmaße angenommen hat und ein erheblicher Teil des globalen Arbeitsvolumens direkt und indirekt hiervon abhängt. Das aber heißt im Umkehrschluss: Ohne diesen Effekt ist die wertproduktive Beschäftigung im globalen Maßstab deutlich rückläufig. Dieser Trend wird zweitens durch das weltweite Produktivitätsgefälle verstärkt. Denn für den in einer Ware dargestellten Wert ist nun einmal nicht die individuell verausgabte Arbeitszeit entscheidend, sondern die „gesellschaftliche Arbeitsstunde“, also der global gültige Wertmaßstab, der von dem vorherrschenden Produktivitätsstandard definiert wird. Siefkes trägt dem zwar prinzipiell Rechnung, indem er die Produktivitätsunterschiede zwischen den verschiedenen globalen Produktionsstandorten mit Hilfe von Gewichtungsfaktoren berücksichtigt, doch setzt er diese viel zu niedrig an. Legt man hier realistische Zahlen zugrunde, die sich auf Grundlage der vorliegenden Statistiken ermitteln lassen

(der Produktivitätsunterschied zwischen China und Deutschland etwa ist mit ungefähr 1:8 oder 1:9 anzusetzen), zeigt sich deutlich, dass der beeindruckenden Zahl an Arbeitskräften in Ländern wie China, Indien oder Brasilien nur eine vergleichsweise geringe Wertmasse entspricht.

Alles in allem lässt sich daher sagen, dass die von Christian Siefkes vorgelegte Untersuchung, bei einer der Krisentheorie angemessenen Interpretation, klare empirische Belege für die These vom Abschmelzen der Wertproduktion liefert.

Inhalt

I. Die Krisentheorie auf dem Prüfstand der Empirie

Die von der *Gruppe Krisis* vertretene Krisentheorie sieht sich seit jeher mit heftiger Kritik konfrontiert. Hauptsächlich in Frage gestellt wird dabei die grundlegende These, dass es im Gefolge des Produktivkraftschubs der Dritten industriellen Revolution zu einer absoluten Verdrängung von Arbeitskraft aus den kapitalproduktiven Sektoren und damit zu einem säkularen Abschmelzen der Wertmasse gekommen ist, mithin die Grundlagen der kapitalistischen Produktionsweise untergraben wurden. Nun hat kürzlich Christian Siefkes in einem zweiteiligen Artikel den Versuch unternommen, diese These empirisch zu überprüfen (Siefkes 2015a und 2015b). Sein Vorgehen hebt sich dabei sehr deutlich von dem vieler anderer Kritiker ab, die sich oftmals mit dem allgemein gehaltenen und oberflächlichen Hinweis begnügen, die Zahl der Lohnarbeitsverhältnisse habe in den letzten drei bis vier Jahrzehnten weltweit deutlich zugenommen, womit ihnen unsere Analyse bereits als empirisch widerlegt gilt. Dabei unterstellen diese Kritiker nicht nur stillschweigend, ohne dies theoretisch auszuweisen, die weltgesellschaftliche Wertschöpfung sei identisch mit der Gesamtmasse aller geleisteten Arbeitsstunden, sondern sie geben sich in aller Regel nicht einmal die Mühe, die behaupteten Zahlen statistisch seriös zu belegen (vgl. etwa Heinrich 2007; 2008).

Christian Siefkes hingegen geht sehr viel differenzierter und unvoreingenommener an die Fragestellung heran. Zunächst wertet er die vorliegenden Beschäftigungsstatistiken der ILO aus und erhält so eine einigermaßen gesicherte Datenbasis über die Entwicklung des globalen Arbeitsvolumens; dieses wiederum setzt er nicht unmittelbar mit der produzierten Wertmasse gleich, sondern versucht noch einmal zwischen unproduktiven und produktiven Tätigkeiten zu unterscheiden und gewichtet diese in einem zweiten Schritt sodann mit unterschiedlichen Produktivitätsniveaus. Siefkes berücksichtigt also zwei Faktoren, die entscheidenden Einfluss auf die Wertbildung haben, und versucht so, methodisch adäquat, die empirischen Kriterien möglichst eng auf die theoretische Fragestellung zu beziehen, die untersucht und überprüft werden soll.

Nun gehört es freilich zu den vielleicht am heftigsten umstrittenen werttheoretischen Fragen, welche Tätigkeiten als produktiv im Sinne der Kapitalverwertung einzustufen sind, also einen direkten Beitrag zur Mehrwertproduktion

leisten, und welche nicht. Siefkes selbst hat dazu seine Ansicht bereits wenige Monate nach Veröffentlichung des hier diskutierten Artikels wieder partiell revidiert (Siefkes 2015c). Hatte er hier zunächst noch, grob gesprochen, alle Handels- und Verwaltungstätigkeiten sowie einen Großteil der privaten Dienstleistungen in die Kategorie der unproduktiven Arbeit eingereiht (und die Statistik entsprechend sortiert)[1], so schätzt er diese nun als überwiegend produktiv ein; in der Kategorie der unproduktiven Arbeit verbleiben demnach nur noch Tätigkeiten, bei denen ganz offensichtlich keine Kapitalverwertung stattfindet: „Arbeit, bei der kein Kapital verwertet wird, scheidet also als produktive aus. Das betrifft alle Arbeit für den Eigenbedarf, die eigene Familie oder Freunde ebenso wie ehrenamtliche Aktivitäten und private Hausangestellte. Auch die Angestellten von Organisationen, die nicht gewinnorientiert arbeiten, also nicht Geld in mehr Geld verwandeln, sind aus diesem Grund nicht produktiv – Staatsangestellte ebenso wie Mitarbeiter in zwischenstaatlichen Organisationen und im Non-Profit-Sektor“ (Siefkes 2015c).

Obwohl ich diesen Begriff der unproduktiven Arbeit für viel zu eng gefasst halte, soll an dieser Stelle auf eine theoretische Auseinandersetzung damit verzichtet werden.[2] Auch werde ich mich im Weiteren zunächst an die Kategorisierung aus erstgenanntem Artikel halten, da andernfalls eine Diskussion der dort vorgelegten empirischen Untersuchung unnötig erschwert würde. Darüber hinaus wird sich aber auch zeigen, dass eine veränderte Zuordnung der statistischen Zahlen keinen entscheidenden Einfluss auf das Ergebnis von Siefkes' Untersuchung hat.

Auch gegen Siefkes' Versuch, das Produktivitätsgefälle zwischen den verschiedenen Ländern und Produktionsstandorten zu gewichten und zu quantifizieren, habe ich methodische Einwände, auf die ich später noch zurückkommen werde. Zunächst einmal ist aber entscheidend, dass er diese Differenzierung überhaupt vornimmt, denn ohne sie ist jede empirische Überprüfung, schon methodisch

1. Um mit den sehr hoch aggregierten Werten operieren zu können, hat Siefkes behelfsmäßig einen Teil der statistischen Sektoren als „halbproduktiv“ eingestuft und in seinen Berechnungen mit je 50 % den beiden Kategorien produktiv und unproduktiv zugeordnet (Siefkes 2015a). Dieses Vorgehen erscheint mir für eine erste, heuristische Annäherung an die Fragestellung als methodisch durchaus gerechtfertigt.

2. Vgl. zum Begriff der unproduktiven Arbeit Samol 2007 sowie zur ebenfalls in diese Kategorie fallenden Wissensarbeit Lohoff 2007.

betrachtet, nicht aussagekräftig. Wie Siefkes richtig anmerkt, kommt es im Hinblick auf die Wertmasse ja nicht darauf an, dass jemand überhaupt arbeitet und Waren herstellt, sondern auch darauf, auf welchem Produktivitätsniveau dies geschieht; denn für den in einer Ware dargestellten Wert ist nun einmal nicht die individuell verausgabte Arbeitszeit entscheidend, sondern die „gesellschaftliche Arbeitsstunde", also der global gültige Wertmaßstab, der von dem vorherrschenden Produktivitätsstandard definiert wird. Doch was in theoretischer Hinsicht seit Marx eigentlich als Binsenweisheit gelten kann, wirft beim Versuch, es in einer empirischen Untersuchung über das globale Arbeitsvolumen angemessen zu berücksichtigen, erhebliche methodische Schwierigkeiten auf.

Dass die von Christian Siefkes vorgelegten Zahlen nur Näherungswerte darstellen, hat er selbst angemerkt. Für eine erste Annäherung an das Problem sind sie jedoch durchaus hinreichend. Hier geht es zunächst darum, die Debatte über eine empirische Fundierung der Krisentheorie zu eröffnen. Die folgende Kritik ist in diesem Sinne zu verstehen.

2. Die induzierte Wertproduktion und ihre krisentheoretische Bedeutung

Entscheidend für die Aussagekraft einer empirischen Untersuchung ist nicht nur, was betrachtet wird, sondern auch was *nicht* betrachtet wird. Bei Siefkes betrifft das einen ganz entscheidenden Aspekt der *Krisis*-Krisentheorie. Mit seiner Untersuchung will er unsere These überprüfen, die Produktivkraftentwicklung der letzten drei bis vier Jahrzehnte habe zu einer absoluten Verdrängung der wert- bzw. kapitalproduktiven Arbeit aus der Warenproduktion und damit zum Abschmelzen der Wertmasse geführt. Dazu betrachtet er die statistischen Zahlen über die Entwicklung des weltweiten Arbeitsvolumens in diesem Zeitraum unter den oben erwähnten Prämissen. Allerdings abstrahiert er dabei von einem zentralen krisentheoretischen Argument, ohne das die weltwirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte und damit auch die Entwicklung des Arbeitsvolumens nicht erklärbar ist und dem daher auch bei einer empirischen Überprüfung unbedingt Rechnung getragen werden muss.

Dieses Argument lautet, kurz gefasst, dass die Krise der Kapitalverwertung im Gefolge der Dritten industriellen Revolution durch die massive *Akkumulation von fiktivem Kapital* überlagert wird und dadurch einen grundsätzlich anderen Verlauf nimmt als alle anderen bisherigen Krisen in der kapitalistischen Geschichte. Zwar gab es in allen Krisen seit Mitte des 19. Jahrhunderts auf dem Höhepunkt des vorangehenden Booms eine kurzfristige Aufblähung des fiktiven Kapitals, was zunächst den offenen Ausbruch der Kapitalentwertung zeitlich verzögerte – dann aber deren Ausmaß und Folgen zu vergrößerte. Seit den 1980er Jahren fand jedoch eine *strukturelle Verlagerung der kapitalistischen Dynamik* hin zum fiktiven Kapital statt, das seitdem zum eigentlichen Motor der Kapitalakkumulation geworden ist. Wie wir gezeigt haben (Lohoff/Trenkle 2012), lässt sich zwar diese „Kapitalakkumulation ohne Wertverwertung" (Lohoff 2014) nicht unendlich aufrechterhalten, sondern stößt früher oder später an ihre logischen und faktischen Grenzen (Lohoff/Trenkle 2012, S. 256 ff.); dennoch prägt sie eine ganze Epoche der kapitalistischen Entwicklung. Diese Epoche des fiktiven Kapitals ist nichts anderes als die *historische Verlaufsform der fundamentalen Krise der kapitalistischen Produktionsweise*.

Ohne die Verlagerung der ökonomischen Dynamik in die Sphäre des fiktiven Kapitals wäre eine massive Entwertung von Kapital mit katastrophalen Folgen für die Weltwirtschaft schon in den 1980er Jahren unvermeidlich gewesen. Denn Kapital erhält sich ja nur am Leben, wenn es immer wieder neu in den Kreislauf der Verwertung eingespeist wird; dieser Kreislauf war jedoch aufgrund der absoluten Verdrängung lebendiger Arbeit aus den wertproduktiven Sektoren ins Stocken geraten (was sich an der langen Strukturkrise der 1970er und 1980er Jahre zeigte). Stattdessen kam aber an den globalisierten Finanzmärkten ein gigantischer Kreislauf der Akkumulation von Kapital in Gang, der auf dem Vorgriff auf zukünftigen Wert beruht.[3] Der zugrunde liegende Mechanismus war (und ist bis heute) die „Produktion" von Waren 2ter Ordnung: der Verkauf von Geld als Kapital in der Gestalt von Eigentumstiteln (Aktien, Anleihen, Derivaten, Optionsscheinen etc.), die eine bestimmte Summe Geld und den Anspruch

3. Die politische Voraussetzung dafür war zweifellos die endgültige Entkopplung des Geldes vom Gold (im Jahr 1971) sowie die fortschreitende Liberalisierung und Deregulierung der Finanzmärkte. Das darf jedoch nicht zu der falschen Annahme verleiten, die Ursache für die enorme Aufblähung des fiktiven Kapitals sei in politischen Entscheidungen zu suchen; diese ebneten allerdings den Weg für die Kapitalakkumulation ohne Kapitalverwertung und damit für einen vorübergehenden Aufschub der fundamentalen Verwertungskrise.

auf deren Vermehrung repräsentieren (vgl. dazu Lohoff/Trenkle 2012, S. 124 ff.; Lohoff 2014, S.38 f.). Dieser Akkumulationsprozess blieb aber keineswegs nur auf die Sphäre der Finanzmärkte beschränkt, sondern brachte auch die Produktion von Gütermarktwaren, also von Waren mit einem sinnlich-stofflichen Gebrauchswert (Konsum- oder Investitionsgüter) wieder auf Trab. Nicht nur wurden und werden realwirtschaftliche Investitionen und Infrastrukturmaßnahmen in großem Umfang durch den Verkauf von Eigentumstiteln (wie Anleihen und Aktien), also durch den Vorgriff auf zukünftigen Wert finanziert; ein erheblicher Teil der Investitionen vor allem im Bausektor, der weltweit eine gewaltige Zahl an Arbeitskräften beschäftigt, ist sogar ganz unmittelbar auf die Produktion von fiktivem Kapital bezogen (Immobilienspekulation); und schließlich beruht auch ein bedeutender Teil des staatlichen und privaten Konsums auf Kredit (und trägt somit selbst zur Produktion von fiktivem Kapital bei) oder auf Einkommen, die direkt oder indirekt auf die Akkumulation von fiktivem Kapital zurückgeführt werden können.

Es greift daher viel zu kurz, wenn Siefkes das zentrale Argument unserer Krisentheorie darin zu sehen vermeint, eine weitere massive Expansion der Wertproduktion sei nicht mehr möglich, weil es an „Wachstumsmärkten“ fehle, auf denen die zusätzliche Warenmasse abgesetzt werden könne (Siefkes 2015a, S. 2). Würden wir tatsächlich nur auf „die Märkte“ schauen, wäre die Diagnose einer fundamentalen Krise leicht zu widerlegen. Denn es ist ja offensichtlich, dass der weltweite Warenabsatz in den letzten Jahrzehnten massiv zugenommen hat. Zu fragen ist vielmehr, aus welcher *Quelle* diese Märkte gespeist werden; oder um es genauer auszudrücken, in welchem Verhältnis dieses „Marktwachstum“ zur Akkumulation des Kapitals steht. Diese Frage können wir aber nur beantworten, wenn wir die Veränderungen betrachten, die der Gesamtprozess der Akkumulation des Kapitals durchlaufen hat. Solange die tautologische Selbstzweckbewegung des Kapitals auf der Kapitalverwertung bzw. der Verausgabung von Arbeitskraft in der Produktion von Gütermarktwaren beruht, müssen die nötigen Geldeinkommen für den Verlauf dieser Waren, oder, um es genauer zu sagen, für die Realisierung des in diesen Waren dargestellten Werts, in diesem Verwertungskreislauf selbst erzeugt werden. Die Realisierung ist notwendiges Moment dieses Kreislaufs, denn erst wenn der in den Waren dargestellte Wert

wieder in Geld, also in die allgemeine Ware, zurückverwandelt ist, ist der Zyklus G – W – G' abgeschlossen, und aus Geld ist mehr Geld geworden.

Nun wird allerdings schon seit jeher in der marxistischen Debatte die Frage diskutiert, wie und unter welchen Voraussetzungen die Realisierung des in der Gesamtwarenmasse einer Periode dargestellten Werts überhaupt gelingen kann. Denn die produzierten Waren repräsentieren ja notwendigerweise immer mehr Wert, als die Summe aus dem variablen Kapital (= Wert der eingesetzten Ware Arbeitskraft) und dem konstanten Kapital (= anteilige Wertübertragung des eingesetzten Sachkapitals), weil der Zweck der Produktion nun einmal die Abschöpfung von Mehrwert ist, also die Differenz zwischen dem Wert der Ware Arbeitskraft (dargestellt in der Lohnsumme) und dem während ihrer Anwendung produzierten Gesamtwert. Wie aber kann dieser Überschuss realisiert werden, also in die allgemeine Ware Geld zurückverwandelt werden? Die Antwort darauf ist eigentlich relativ simpel: Die fortschreitende Kapitalakkumulation selbst sorgt für die nötige „Erweiterung der Märkte", auf denen die betreffende Waremasse abgesetzt und der in ihnen dargestellte Wert realisiert werden kann. Das klingt tautologisch, ist es aber nur insofern, als sich darin die tautologische Selbstzweckbewegung des Kapitals widerspiegelt, in der sich der Wert permanent auf sich selbst rückkoppelt, um sich zu vermehren. Solange die begründete Aussicht besteht, dass diese Vermehrung gelingt (also der Kreislauf G – W – G'), wird das Kapital den in der Vorperiode geschaffenen Mehrwert wieder investieren, also für den Ankauf von Arbeitskräften oder Sachkapital verauslagen und genau damit die Realisierung eben dieses Mehrwerts ermöglichen.[4] In Kategorien des Marktes betrachtet, steht dann den Produkten aus Periode A in der nachfolgenden Periode B eine vergrößerte Lohnsumme und damit eine erweitere Konsumtionskraft der Arbeitskräfte gegenüber, während gleichzeitig die Unternehmen zusätzliche Maschinen, Gebäude und Produktionsmaterialien nachfragen und damit ebenfalls einen Teil der Produkte aus Periode A aufkaufen. In der Volkswirtschaftslehre gibt es dafür den Begriff des „selbsttragenden Aufschwungs", der trotz seiner theoretischen Oberflächlichkeit auf etwas Rich-

4. Ich verweise hier natürlich auf die berühmten „Reproduktionsschemata" aus dem zweiten Band des *Kapital*. In einem Text aus der Frühzeit der Wertkritik hat Ernst Lohoff sich damit übrigens ausführlich auseinandergesetzt (Lohoff 1987).

tiges verweist: Der Prozess der Kapitalverwertung schafft aus seiner eigenen Dynamik heraus die Bedingungen, um weiter in Gang zu bleiben.

Im Umkehrschluss aber bedeutet das natürlich auch, dass ein Stocken der Kapitalakkumulation genau den gegenteiligen Effekt hat. Wird weniger Kapital angelegt als in der Vorperiode, dann verringert sich die Zahl der beschäftigten Arbeitskräfte, und die Nachfrage nach Sachkapital geht zurück, sodass nun weniger Konsum- und Investitionsgüter als zuvor abgesetzt werden. Ein Teil der bereits produzierten Waren bleibt also unverkäuflich, und der in ihnen dargestellte Wert lässt sich nicht realisieren; in der Folge werden Produktionskapazitäten stillgelegt, die weniger produktiven Unternehmen gehen Bankrott, die Nachfrage nach Investitionsgütern sinkt weiter, Arbeitskräfte werden entlassen usw. Auf diese Weise kommt eine Abwärtsspirale in Gang, in deren Verlauf massenhaft Kapital entwertet wird und sich die Märkte weiter verengen. Handelt sich dabei nur um eine zyklische oder konjunkturelle Krise, die beispielsweise durch Marktungleichgewichte ausgelöst wurde, so kann sie schnell überwunden werden, wobei wirtschaftspolitische Maßnahmen nach dem keynesianischen Muster dabei ausgleichend wirken können.

Anders sieht es bei einer Strukturkrise, wie im Fall der fordistischen Revolution in den 1920er und 1930er Jahren, die zu einer grundlegenden technisch-organisatorischen Umwälzung der Produktionsstrukturen und zu einem sprunghaften Anstieg der Arbeitsproduktivität führte. Eine solche Krise zieht eine Entwertung von Kapital im großen Stil nach sich und kann nur überwunden werden, wenn neue Produktionszweige erschlossen werden, in denen massenhaft zusätzliche Arbeitskraft vernutzt wird, sodass auf diese Weise wieder ein selbsttragender Boom in Gang kommt. Was aber in der Epoche des Fordismus noch gelang, ist im Rahmen der Dritten industriellen Revolution nicht mehr möglich. Denn diese hat nicht bloß ein weiteres Mal die Produktionsbedingungen grundlegend umgewälzt, sondern bedeutet einen qualitativen Sprung in der Geschichte der Produktivkraftentwicklung, weil sie die Anwendung des Wissens auf die Produktion zur Hauptproduktivkraft macht. Das aber hat eine absolute und unumkehrbare Verdrängung von Arbeitskraft aus der Produktion und damit auch die fortschreitende Untergrabung der Kapitalverwertung zur Folge, denn die Arbeitskraft ist die einzige Quelle des Werts.

Auf der Oberfläche der Zirkulation stellt sich eine solche Krise – wie jede andere – für sich betrachtet, immer auch als Absatzkrise dar, weil weniger Konsumtionsmittel und Investitionsgüter nachgefragt werden. Wir hätten es also mit jenen „schrumpfenden Märkten" zu tun, von denen Siefkes spricht. Diese sind aber nicht die *Ursache* der Krise, sondern deren Ausdruck und zugleich ein Moment der Krisendynamik. Keynesianische Politik setzt immer wesentlich an diesem Moment an, indem sie die Nachfrage ankurbelt. Doch mit dieser Strategie lässt sich eine Strukturkrise nicht überwinden, sondern nur vorübergehend auffangen und in ihren Auswirkungen abmildern. Wenn daher „die Märkte" seit Mitte der 1980er Jahre wieder expandierten, dann ist das ein Zeichen dafür, dass es tatsächlich gelang, die Kapitalakkumulation wieder anzukurbeln – allerdings auf einer neuen Grundlage, der Grundlage des fiktiven Kapitals. Nach kräftigen Anschubhilfen vonseiten der Politik kam so ein neuer selbsttragender Boom in Gang, der ein scheinbares Wunder ermöglichte: Die Warenproduktion dehnte sich trotz des gewaltig hohen Produktivitätsniveaus und der fortschreitenden Prozessautomation noch einmal in einem unvorstellbaren Maße aus – vor allem in Ländern wie China, Indien oder Brasilien entstand ein breiter Industriesektor, in dem große Massen an Arbeitskräften beschäftigt sind.

Kann diese Arbeit jedoch als produktiv im Sinne der Wertproduktion und der Kapitalverwertung gelten? Grundsätzlich ist diese Frage zunächst mit Ja zu beantworten, da wir es offensichtlich mit Unternehmen zu tun haben, die Arbeitskraft ankaufen, um sie in der Produktion von Autos, Computern, Jeanshosen, Smartphones und anderen Waren zu vernutzen und mit dem abgeschöpften Mehrwert das ausgelegte Kapital zu vermehren. Dennoch hat diese Form der Wertproduktion einen spezifischen Charakter: Es handelt sich um *induzierte Wertproduktion* (Lohoff/ Trenkle 2012, S. 147 ff.). Denn die Vernutzung von Arbeitskraft im Dienste der Kapitalverwertung ist nicht mehr Moment einer selbsttragenden Dynamik, in deren Verlauf die Anlagemöglichkeiten für das fungierende Kapital in der „Realwirtschaft" permanent erweitert werden, wie in Zeiten des fordistischen Booms; vielmehr wird diese Wertproduktion durch die permanente und exponentiell wachsende Akkumulation von fiktivem Kapital in Gang gehalten. Statt die treibende Kraft der Kapitalakkumulation zu sein, ist sie also selbst abhängig vom fiktiven Kapital, das seit den 1980er Jahren zum

Motor der kapitalistischen Dynamik geworden ist und diese daher auch auf entscheidende Weise prägt. Damit aber ist die klassische kapitalistische Logik auf den Kopf gestellt. In diesem Sinne können wir für die letzten dreißig bis vierzig Jahre von einer Epoche des „inversen Kapitalismus" sprechen (Lohoff/Trenkle 2012).

Eine empirische Überprüfung unserer Krisendiagnose muss nun aber diesem Sachverhalt Rechnung tragen, wenn sie dem Anspruch genügen will, der Theorie adäquat zu sein. Es genügt also nicht, die statistischen Zahlen über das globale Arbeitsvolumen einfach zu addieren und daraus auf die Wertbasis zurückzuschließen; vielmehr ist zu berücksichtigen, dass ein erheblicher Teil dieses Arbeitsvolumens induzierte Wertproduktion repräsentiert. Dadurch wird natürlich das Überprüfungsverfahren erheblich komplizierter. Aus keiner Statistik lässt sich herauslesen, wie hoch der Anteil induzierter Wertproduktion ist; denn es handelt sich dabei um eine analytische Kategorie, die sich auf den Gesamtprozess der globalen Kapitalakkumulation bezieht und nicht auf die einzelnen Produktionsvorgänge heruntergebrochen werden kann. Streng genommen könnte man sogar sagen, dass die gesamte weltweite Wertproduktion heute induzierten Charakter hat, weil sie insgesamt am Tropf der Akkumulation des fiktiven Kapitals hängt. Denn ohne diese wäre das fungierende Kapital, also das in der Wertproduktion angelegte Kapital, längst in einem sich selbst verstärkenden Kreislauf der massenhaften Entwertung gefangen, den es aus eigener Kraft nicht durchbrechen könnte.

Wollten wir jedoch diesen Maßstab anlegen, wäre jeder Versuch, die These vom Abschmelzen der Arbeitssubstanz empirisch zu überprüfen, unmöglich gemacht. Die Frage nach dem Umfang des Arbeitsvolumens würde keinerlei Sinn ergeben, wenn ohnehin davon auszugehen ist, dass es in toto auf induzierter Wertproduktion beruht. Wie aber lässt sich dieses Dilemma vermeiden? Eine wirklich saubere Lösung sehe ich nicht, möchte aber ein zweistufiges heuristisches Verfahren vorschlagen, mit dem eine adäquate empirische Überprüfung der Krisentheorie wenigstens näherungsweise möglich sein sollte. Dabei wäre zunächst das Verhältnis zwischen der Aufblähung des fiktiven Kapitals seit den 1980er Jahren und der realwirtschaftlichen Produktion unter dem Aspekt zu untersuchen, ob sich die These von der induzierten Wertproduktion belegen

lässt. In einem zweiten Schritt kann dann gefragt werden, welche Konsequenzen sich daraus für die weltweite Beschäftigung ableiten lassen.

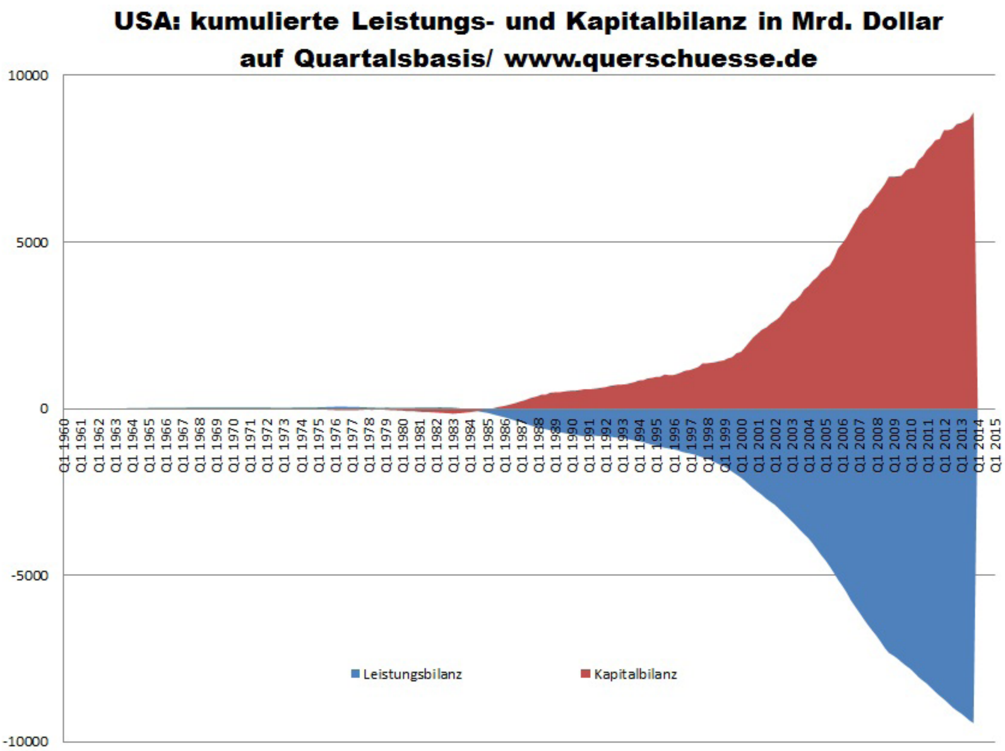
3. Das Verhältnis zwischen fiktivem Kapital und fungierendem Kapital seit den 1980er Jahren

Es kann keinerlei Zweifel darüber bestehen, dass seit den 1980er Jahren das fiktive Kapital in exponentiellem Maßstab gewachsen ist. Darauf verweisen alle Zahlen zum Volumen der Finanzmärkte, egal, ob wir nun den Derivatenhandel, die Spekulation mit Aktien, Rohstoffen und Immobilien oder die staatliche und private Verschuldung betrachten. „1980 betrug das weltweite Finanzvermögen weltweit noch rund 12 Billionen Dollar und lag damit nur unwesentlich über dem damaligen globalen Bruttoinlandsprodukt (BIP). Dreißig Jahre später bezifferte der *Global Wealth Report* die aufgehäuften Finanzvermögen auf 231 Billionen Dollar und damit auf das Vierfache des aktuellen globalen BIP. Dabei berücksichtigt der Indikator den größten Einzelposten bei der Vermehrung von Kapitalmarktwaren noch gar nicht, nämlich die explosionsartige Vermehrung „abgeleiteter" Finanzmarktprodukte, sogenannter Derivate. Das Gesamtvolumen, dieser in den 1970er Jahren noch so gut wie unbekannten Kapitalmarktwaren wuchs allein zwischen 1998 und 2008 von 72 auf 673 Billionen Dollar - und erreichte damit allein für sich genommen bereits das Zwölffache des weltweiten BIP" (Lohoff 2014, S.6). Setzt man diese Zahlen ins Verhältnis zum Brutto-Inlandsprodukt oder anderen Indikatoren für das Wachstum der „Realwirtschaft", wird deutlich, dass die Krise des Fordismus sich nicht durch die üblichen keynesianischen Methoden lösen ließ, also durch Ankurbelung der Kapitalverwertung mit entsprechenden Konjunkturprogrammen, sondern stattdessen die Schleusen geöffnet wurden, um dem Kapital an den Finanzmärkten neue und erweiterte Möglichkeiten der Akkumulation zu schaffen.

Die wichtigsten Mechanismen, mit denen fiktives Kapital *direkt* in die Gütermärkte eingeschleust wurde und wird, lassen sich dabei relativ leicht empirisch nachweisen. Nicht ganz so einfach ist das im Fall der vielfältigen *indirekten* Mechanismen, über die das fiktive Kapital die Realwirtschaft in Schwung hält, so etwa über konjunkturelle Multiplikatoreffekte und dadurch generierte Privatein-

kommen und staatliche Steuereinnahmen. Für eine erste Annäherung werde ich mich daher darauf beschränken, exemplarisch zwei Mechanismen der *direkten* Einschleusung nachzuzeichnen, die in den letzten Jahrzehnten von besonderer Bedeutung für die weltwirtschaftliche Dynamik waren.

Der erste davon ist das stetig wachsende Handels- und Leistungsbilanzdefizit der USA, das durch den Zufluss von Kapital aus dem Ausland finanziert wurde und wird, wie die folgende Grafik eindrucksvoll belegt:



Der untere Kurvenverlauf zeigt deutlich, dass die USA seit Mitte der 1980er Jahre immer größere Leistungsbilanzdefizite angehäuft haben, das heißt, es wurden zunehmend mehr Waren und Dienstleistungen importiert als exportiert. Im gleichen Maße aber nahmen die Kapitalimporte zu, wie am stetig steigenden Überschuss der Kapitalbilanz (obere Kurve) abgelesen werden kann. Übersetzen wir dieses weithin bekannte Faktum in werttheoretische Termini, dann können wir sagen, dass die USA massenhaft Waren 1[ter] Ordnung (also materielle Güter, die *vergangene* abstrakte Arbeit darstellen) eingeführt haben, während im Gegenzug

an den amerikanischen Finanzmärkten in großem Stil Waren 2ter Ordnung (also Eigentumstitel, die einen Anspruch auf *zukünftigen* Wert repräsentieren) „produziert“ und an ausländische Kapitalanleger verkauft wurden. Anders gesagt: Ein Großteil der Industrieprodukte aus Ostasien, insbesondere aus China, aber auch aus anderen exportorientierten Ländern (wie etwa der BRD) konnte nur deshalb in den USA abgesetzt werden, weil sie gegen Ansprüche auf zukünftigen Wert getauscht wurden. Dieser Austausch unterschiedlicher Warentypen war die Grundlage für den gewaltigen industriellen Aufschwung in China und anderen südostasiatischen Ländern, der also ganz wesentlich auf induzierter Wertproduktion beruhte.

Natürlich heißt das nicht, dass ein chinesisches Unternehmen seine Waren direkt gegen Kreditbriefe oder Aktien verkauft; aber der Gesamtkreislauf funktioniert nach eben diesem Muster. So legten chinesische Privatanleger ebenso wie chinesische Staatsfonds vor allem bis vor dem Crash von 2008 ihre Überschüsse in riesigem Umfang an den US-Kapitalmärkten an, was nichts anderes bedeutet, als dass sie in den USA „produzierte“ Eigentumstitel gekauft haben. Deshalb geht die Schere zwischen Leistungsbilanz und Kapitalbilanz nicht zufällig seit Ende der 1990er Jahre besonders weit auf, wie die Grafik zeigt; dies ist genau der Zeitpunkt, an dem Chinas Wirtschaftsboom so richtig auf Touren kam.

Auch die Finanzkrise von 2008 hat diesen Mechanismus nicht außer Kraft gesetzt, wie sich dem Kurvenverlauf entnehmen läst; allerdings hat er sich teilweise auf andere Regionen verlagert, weil China sich immer stärker aus der allzu direkten Abhängigkeit von den amerikanischen Finanzmärkten gelöst hat. Doch das bedeutet keinesfalls, dass die chinesische Wirtschaftsentwicklung nun auf einem Boom selbsttragender Kapitalverwertung basieren würde; vielmehr wurde ganz gezielt unter staatlicher Regie ein eigener interner Kreislauf der Akkumulation von fiktivem Kapital in Gang gesetzt, der sich zum wichtigsten Schwungrad der inneren ökonomischen Dynamik entwickelte. So ist die Gesamtverschuldung (Staat, Finanz-, Industrie- und Privatsektor) von 153 Prozent des BIP im Jahr 2008 auf heute 282 Prozent angewachsen (vgl. Konicz 2015). Und diese Gelder sind überwiegend in die Bauindustrie und den Ausbau der Infrastruktur geflossen. Allein in den Jahren 2011 bis 2013 ist die unvorstellbar große Menge von 6,6 Gigatonnen Beton verbaut worden – mehr als in den USA im gesamten

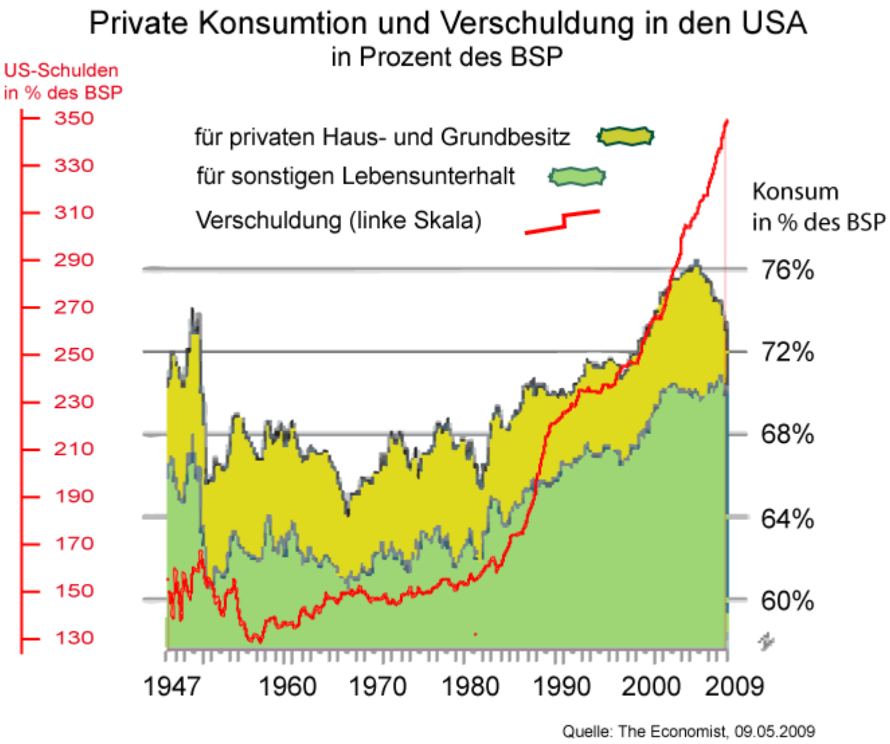
20. Jahrhundert – während gleichzeitig die Exportüberschüsse zurückgegangen sind (ebd.).[5] Daran zeigt sich, dass in Reaktion auf die Finanzkrise eine Verschiebung *innerhalb* der Sphäre des fiktiven Kapitals stattgefunden hat. Beruhte Chinas Weltmarktstellung bis 2008 in erster Linie auf der Produktion von Gütermarktwaren, so hat das Land nun also auch die Produktion von Waren 2[ter] Ordnung verstärkt in die eigene Regie übernommen.

Übrigens stößt bekanntlich der solcherart angeheizte Boom in China mittlerweile an seine Grenzen: Ganze Städte und Stadtteile, die buchstäblich aus dem Boden gestampft wurden, stehen leer, die Aktienmärkte sind massiv eingebrochen, und in den Bankenbilanzen türmen sich die faulen Kredite (ebd.).[6] Es bleibt abzuwarten, wie lange es der chinesischen Regierung noch gelingt, die massive Entwertung von fiktivem Kapital durch entsprechende Eingriffe noch aufzuschieben. Angesichts der starken Stellung des Staates in der chinesischen Wirtschaft kann es durchaus noch eine ganze Weile dauern, bis die Blase platzt. Verhindern lässt es sich jedoch nicht. Jedenfalls sollte deutlich geworden sein, dass große Teile der chinesischen Exportindustrie, und erst recht des gigantischen Bausektors, der Kategorie der induzierten Wertproduktion zuzurechnen sind und somit die hier generierte Beschäftigung keineswegs als Beleg dafür herhalten kann, dass die Kapitalverwertung munter expandiert.

5. Einigen Schätzungen zufolge verbraucht Chiba bis zu 50 % der wichtigsten globalen Waren und Rohstoffe wie Zement, Eisenerz, Stahl und Kohle, und der chinesische Immobilienmarkt ist die Haupttriebkraft dieser Nachfrage“ (Anderlini zit. in Harvey 2012, S. 43)

6. Vgl. auch www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/oecd-korrigiert-wirtschaftsprognose-nach-unten-a-1061858.html

Ein weiterer wichtiger Mechanismus der direkten Rückkopplung von fiktivem Kapital auf die Gütermarktproduktion, auf den ich hier exemplarisch eingehen möchte, ist die weithin bekannte Tatsache, dass der private Konsum in den USA ganz wesentlich von einer allgemeinen Verschuldung angekurbelt wird. Die folgende Grafik zeigt diesen Zusammenhang in der historischen Perspektive:



Deutlich erkennbar ist, dass „die Märkte" für private Konsumartikel und Immobilien in den letzten dreißig Jahren keineswegs schrumpften, sondern sogar beschleunigt expandierten – aber nur deshalb, weil gleichzeitig die private Verschuldung in die Höhe geschnellt ist.[7] Bedeutsam ist dies vor allem deshalb, weil der private Konsum (inkl. Ausgaben für private Immobilien) rund 75 Prozent des BIP in den USA ausmacht und damit die mit Abstand wichtigste Triebkraft der konjunktu-

7. Auf den Zusammenhang zwischen Verschuldung und Konsum in den USA (aber auch in den meisten anderen westlichen Ländern) ist im Anschluss an die Krise von 2008 vielfach hingewiesen worden (vgl. etwa Mattick 2012). Colin Crouch spricht von einem „Keynesianismus der privaten Hand" als wichtiger Triebkraft der Konjunktur in der Epoche des „Neoliberalismus". (Crouch 2011, S. 164 ff.)

rellen Entwicklung darstellt.[8] Da er jedoch zu einem erheblichen Teil kreditfinanziert ist, sind die konsumierten Waren und Dienstleistungen großenteils der induzierten Wertproduktion zuzurechnen, denn das Geld (also die „Kaufkraft“) für die Realisierung des in den Waren dargestellten Werts[9] stammt nicht etwa aus vergangener Wertproduktion, sondern stellt einen Vorgriff auf zukünftigen Wert dar. Das betrifft nicht nur die überwiegend importierten Konsumartikel, sondern auch die Bauleistungen im Land selbst und viele Dienstleistungen, weshalb die stimulierenden Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt erheblich sind.

Nun sind freilich diese Zahlen und Graphiken, wie alle empirischen Daten, unterschiedlich interpretierbar. Üblicherweise werden sie in der Wirtschaftspresse ebenso wie in den wirtschaftswissenschaftlichen Analysen als Beleg dafür bemüht, dass seit den 1970er und 1980er Jahren aufgrund einer entweder verfehlten oder interessengeleiteten Politik zu viel Kapital an die Finanzmärkte und zu wenig Kapital in die „Realwirtschaft“ gelenkt worden sei. Manche linken Krisentheoretiker wiederum führen die wachsende Verschuldung auf die neoliberale Politik zurück: Privathaushalte und Staat hätten die Lücke, die durch Lohnkürzungen und Steuersenkungen entstanden ist, durch Kredite kompensiert (Crouch 2011; Streeck 2013, S. 68). In beiden Fällen erscheint die säkulare Aufblähung des fiktiven Kapitals (und die daraus folgende Finanzkrise) also als direkte Folge einer bestimmten politischen Handlungsorientierung. Flankiert wird dies wahlweise durch eine Skandalisierung der privaten und öffentlichen Verschuldung, die als Vergehen an einer „soliden“ Wirtschaftsweise und Haushaltsführung gebrandmarkt und ebenfalls für die Krise verantwortlich gemacht wird (die neoliberale Variante), oder durch die Forderung nach einer Rückkehr zu einer nationalstaatlich verfassten, sozialpolitisch orientierten Regulationspolitik (die linke Variante, etwa Streeck 2013).[10]

Diese Interpretation des Datenmaterials weist allerdings, sogar gemessen an den jeweiligen theoretischen Erklärungsmodellen, ziemlich große Plausibilitätsdefizite auf. So kann zum Beispiel kaum überzeugend begründet werden,

8. Im Vergleich dazu macht der Anteil des Binnenkonsums am BIP in China gerade einmal 35 Prozent aus. (vgl. Konicz 2015)

9. Marx spricht in diesem Zusammenhang von der „nur ideellen Wertform der Ware“, die durch den Verkauf in Geld verwandelt wird. (MEW 23, S. 123)

10. Zur Kritik an Streeck vgl. Samol 2015

wie die ungeheure Kluft zwischen den aufgeblähten Finanzmärkten und der im Vergleich dazu fast zwergenhaften Realwirtschaft überhaupt zustande kommen konnte und wie es möglich war, dass diese über den äußerst langen Zeitraum von drei bis vier Jahrzehnten hinweg exponentiell gewachsen ist. Soll dieses ganze Kapital etwa aus der „Realwirtschaft“ abgesaugt und gar noch aus den dort erzielten Gewinnen vermehrt worden sein?[11] Das zumindest ist die Erklärung, die sich im volkswirtschaftlichen Mainstream ebenso findet wie bei den linken Kritikern des Finanzkapitals.[12] Stimmig ist das jedoch, gelinde gesagt, nicht gerade, denn dazu klaffen die quantitativen Dimensionen zwischen den beiden Sphären der Kapitalanlage einfach viel zu weit auseinander.[13]

Ebenso wenig lässt sich von diesem theoretischen Standpunkt das Faktum erklären, wieso denn die Regierungen spätestens nach dem Schock von 2008 nichts getan haben, um die Aufblähung der Finanzmärkte zu stoppen oder zumindest zu bremsen, nachdem sich doch eigentlich alle wichtigen Entscheidungsträger und Institutionen wie IWF und Weltbank einig waren, dass eine neue Blase unbedingt verhindert werden müsse, weil ein weiterer großer Crash kaum noch aufgefangen werden könne; deshalb tönte es überall, die „Realwirtschaft“ müsse wieder zum Motor der wirtschaftlichen Dynamik gemacht werden.[14] Es ist wenig überzeugend anzunehmen, dass dies bloß dem Druck mächtiger Inter-

11. So schreibt etwa Elmar Altvater, der finanzgetriebene Kapitalismus funktioniere „so lange, wie der Finanzsektor an den in der realen Ökonomie erzeugten Einkommensströmen massiv teilhaben kann“ (Altvater 2010, S. 55).

12. Vgl. ausführlicher zur Kritik an den linken Krisentheorien Lohoff 2014, S. 7 – 11. Lohoff (S. 11 – 14) macht des Weiteren auch auf einen grundlegenden innertheoretischen Widerspruch in der neoklassischen Volkswirtschaftslehre aufmerksam. Diese behauptet zwar in ihren theoretischen Modellen, das Geld sei ein bloßer Schleier vor der realen Güterwirtschaft, also nur ein Mittel für den Austausch von Waren; andererseits behandelt sie bei ihren empirischen Untersuchungen ganz selbstverständlich das Geld an den Finanzmärkten als Kapital und kennt natürlich auch die realwirtschaftlichen Effekte der Geldschöpfung „aus dem Nichts“. Dieser Widerspruch wird aber nicht etwa thematisiert und problematisiert, sondern stillschweigend hingenommen. Im Grunde ist dies das implizite Eingeständnis, dass diese Theorie die Wirklichkeit nicht erklären kann, was aber routinemäßig überspielt wird, indem man bei der Untersuchung der Empirie einfach auf ad-hoc-Hilfsannahmen zurückgreift und allerlei handwerkliche Tricks anwendet, um sich keine Blöße zu geben.

13. Noch weniger plausibel ist freilich die Behauptung von Michael Heinrich, es gebe eine bloß zyklische Aufblähung des fiktiven Kapitals im Rhythmus von angeblich zyklisch wiederkehrenden Krisen. Schon allein gemessen am gewaltigen Ausmaß der Aufblähung der Finanzmärkte, ist das schlicht und einfach absurd. Es ist doch einigermaßen bemerkenswert, dass diese offensichtliche Diskrepanz zwischen theoretischer Aussage und empirischer Datenlage im Diskursfeld der „Neuen Marx-Lektüre“, in dem sich Heinrich bewegt, völlig unkritisiert bleibt.

14. Nur ein Beispiel: „Der G20-Gipfel in Pittsburgh (im September 2009) sei eine ‚entscheidende Wegmarke‘, sagte Merkel. Es müsse gelingen, die auf den vorhergegangenen Gipfeln getroffenen Vereinbarungen zur stärkeren Kontrolle der Finanzmärkte umzusetzen. Man müsse Lehren aus der Finanzkrise ziehen und sicherstellen, dass sich so etwas nicht wiederhole“. (Spiegel Online 24.9.2009)

essengruppen geschuldet sein soll, die seit Jahrzehnten alle politischen Akteure von rechts bis links dazu brächten, stets das genaue Gegenteil von dem zu tun, was sie wirtschaftspolitisch ankündigen – nämlich nach jedem Platzen einer Finanzmarktblase alles daran setzen, eine neue Blase aufzupumpen, statt die Finanzmärkte „in die Schranken zu weisen".

Demgegenüber kann das Paradigma einer „Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation" (Lohoff 2014) das Datenmaterial stimmig in seinem theoretischen Bezugsrahmen erklären, ohne dabei auf irgendwelche Zusatzannahmen oder Hilfskonstruktionen angewiesen zu sein, und genügt insofern dem metatheoretischen Anspruch einer Kohärenz zwischen Theorie und Empirie. Daraus aber ergeben sich erhebliche Konsequenzen für die Diskussion über das Volumen der weltweiten Beschäftigung und deren Relevanz für die Wertproduktion. Es genügt demnach nicht, auf der Ebene des Arbeitsvolumens selbst danach zu fragen, welche Anteile davon als produktiv oder unproduktiv einzuschätzen und mit welchem Produktivitätsindex sie jeweils zu gewichten sind. Vorgelagert ist vielmehr die Frage, in welchem Umfang die verausgabte Arbeitskraft selber bereits Ausdruck von induzierter Wertproduktion ist und daher eben nicht als Beleg für eine funktionierende Dynamik der Kapitalverwertung angesehen werden kann. Wie aber sind dann die Ergebnisse der Untersuchung einzuschätzen, die Christian Siefkes vorgelegt hat?

4. Expansion des globalen Arbeitsvolumens?

Es sollte grundsätzlich klar geworden sein, dass die Frage nach dem Verhältnis zwischen empirisch nachweisbarem Arbeitsvolumen und produzierter Wertmasse nicht ohne Bezug auf das Theorem der induzierten Wertproduktion gestellt werden kann. Wenn wir also zunächst einmal davon ausgehen, dass die von Christian Siefkes gewählte Methode zur Bewertung der statistischen Zahlen annähernd gute Ergebnisse über die Entwicklung der produktiven Arbeit ergibt, lässt sich daraus, für sich genommen, noch nicht schlussfolgern, ob die Wertmasse abschmilzt oder zunimmt. Denn das gemessene Arbeitsvolumen ist ja zu einem nicht unerheblichen Anteil das Ergebnis induzierter Wertproduktion. Wie hoch aber ist dieser Anteil? Eine Quantifizierung dieses Anteils steht zunächst vor dem

oben bereits angesprochenen grundsätzlichen Problem, dass sich die induzierte Wertproduktion nicht isoliert betrachten lässt, weil sie sich ja nicht irgendwie *neben* der auf Verwertung beruhenden Wertproduktion als zweites Segment der Wertproduktion quasi ergänzend etabliert hätte, sondern sich die betreffenden Kreisläufe ständig ineinander verschlingen. Würde also, hypothetisch gedacht, die induzierte Wertproduktion stillgelegt, bliebe nicht etwa ein Anteil X einer restlichen Wertproduktion übrig, der nun munter auf niedrigerem Niveau vor sich hin prozessieren könnte, sondern es bräche der gesamte Kreislauf der Wertproduktion zusammen. Streng genommen hat also die gesamte heutige Wertproduktion induzierten Charakter, weil die Dynamik der Kapitalakkumulation sich von der Ebene des fungierenden auf die des fiktiven Kapitals verlagert hat und somit die gesamte Arbeitsverausgabung am Tropf des fiktiven Kapitals hängt.

Im Sinne eines heuristischen Vorgehens kann jedoch versucht werden, wenigstens den Umfang des globalen Arbeitsvolumens abzuschätzen, der sich auf die oben erläuterte *direkte* Einschleusung von fiktivem Kapital in die Gütermarktproduktion zurückführen lässt. Damit sollte es möglich sein, zumindest Näherungswerte zu erhalten, die eine empirisch fundierte Einschätzung über die Entwicklung der Wertmasse erlauben. Dies genauer zu untersuchen wäre freilich eine recht umfangreiche Forschungsaufgabe, die darin bestünde, die beschriebenen Einschleusungskreisläufe sowie andere entsprechende Mechanismen, auf die ich hier der Kürze halber nicht eingegangen bin[15], für letzten drei Jahrzehnte im einzelnen nachzuzeichnen und auf der Basis von statistischem Material zu quantifizieren. Da diese Aufgabe hier nicht geleistet werden kann[16], will ich mich vorerst mit einigen groben Schätzungen begnügen, die jedoch durchaus aussagekräftige Rückschlüsse erlauben.

Beginnen wir mit einem Gedankenexperiment: Wenn nach den Berechnungen von Siefkes die produktive Beschäftigung (in Stunden) in den letzten drei Jahr-

15. Zu nennen sind u.a. die weltweite Staats- und Privatverschuldung sowie der Defizitkreislauf in der EU, der vor 2008 darauf beruhte, dass Länder wie Spanien, Portugal, Griechenland und Irland massenhaft Waren 2ter Ordnung (fiktives Kapital) produzierten und die deutsche Wirtschaft entsprechende Gütermarktwaren im Austausch lieferte.

16. Es wäre sicherlich hilfreich, diese Befunde einmal systematischer zusammenzufassen und die Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Kreisläufen und Induktionsschleifen genauer zu quantifizieren, als uns dies bisher möglich war (es fehlten uns, den *Krisis*-Autoren, schlicht die Zeit und die Ressourcen dafür). Die nötigen Zahlen dafür lassen sich durchaus aus den vorliegenden weltwirtschaftlichen Statistiken zusammentragen.

zehnten weltweit um ca. 115 Prozent zugenommen hat (Siefkes 2015b), dann genügt schon die extrem vorsichtige Annahme, dass nur ein Viertel der weltweiten Beschäftigung im Endjahr das direkte Resultat induzierter Wertproduktion ist, um zu dem Ergebnis zu kommen, dass die auf *selbsttragender Kapitalverwertung* beruhende Arbeitsmenge auf 86 Prozent gesunken ist; gehen wir von einem Drittel aus, kommen wir auf knapp 77 Prozent und bei 40 Prozent induzierter Wertproduktion wäre das Arbeitsvolumen gar auf 69 Prozent des Anfangsjahres geschrumpft.. Und selbst wenn wir *alle Lohnarbeitenden* weltweit zugrunde legen, ohne zwischen produktiv und unproduktiv zu unterscheiden, wäre bereits unter der Annahme von 25 Prozent direkt induzierter Wertproduktion fast der gesamte Beschäftigungszuwachs seit den 1980er Jahren unmittelbar auf die Dynamik des fiktiven Kapitals zurückzuführen. In diesen Zahlen sind dann aber wohlgemerkt auch alle Staatsangestellten und Beschäftigten im gemeinnützigen Sektor sowie alle Angestellten im Haushalt und für sonstige persönliche Zwecke enthalten, die selbst nach Siefkes geänderter Auffassung als eindeutig unproduktiv einzustufen sind, weil die Lohnarbeit hier nicht zum Zwecke der Kapitalverwertung vernutzt wird (s.o.). Die nachfolgende Tabelle, die auf den von Christian Siefkes vorgelegten Zahlen beruht, zeigt diese Zusammenhänge im Überblick:

	Alle Beschäftigten		Produktiv Beschäftigte		Produktive Beschäftigung in Stunden	
	in Tsd.	Delta zu Anfangsjahr	in Tsd..	Delta zu Anfangsjahr	in Mio.	Delta zu Anfangsjahr
Anfangsjahr	1.509.344,7		1.240.039,8		2.393.861,0	
Endjahr gesamt	2.070.851,9	137%	1.471.008,8	119%	2.756.268,0	115%
mit 25% Induz. WP	1.553.138,9	103%	1.103.256,6	89%	2.067.201,0	86%
mit 33% Induz. WP	1.379.187,4	91%	979.691,8	79%	1.835.674,5	77%
mit 40% Induz. WP	1.242.511,1	82%	882.605,3	71%	1.653.760,8	69%

Wenn nun aber schon die Annahme von solchen, vergleichsweise geringen Anteilen induzierter Wertproduktion – gering, gemessen am Volumen des fiktiven Kapitals (s.o.) – dazu führt, dass die Statistik eine deutliche Abnahme des für

die Kapitalverwertung mobilisierten Arbeitsvolumens ausweist, dann heißt das im Umkehrschluss: Eine *Expansion* der Wertmasse seit den 1980er Jahren ließe sich nur unter der Voraussetzung behaupten, dass es keine induzierte Wertproduktion in nennenswertem Umfang gäbe. Da diese Voraussetzung jedoch sowohl in theoretischer wie empirischer Hinsicht alles andere als plausibel ist, verweisen diese Zahlen nicht nur darauf, dass die fundamentale Krisentheorie, wie Christian Siefkes resümiert, „der Wahrheit näher" komme, als Michael Heinrichs Behauptung von einer „tendenziell unendlichen Ausdehnungsfähigkeit des Kapitalismus" (Siefkes 2015b); vielmehr liefern sie ziemlich klare Belege für das Abschmelzen der Arbeitssubstanz und dafür, dass seit Beginn der Dritten industriellen Revolution die Grundlage der Kapitalverwertung sukzessive und unwiderruflich untergraben worden ist.

Dabei sollte auch nicht vergessen werden, dass die hier unterstellten Prozentanteile induzierter Wertproduktion bewusst sehr niedrig angesetzt wurden, um deutlich zu machen, dass sich selbst bei sehr vorsichtigen Annahmen eine Abnahme des wertproduktiven Arbeitsvolumens belegen lässt. Führen wir uns die gewaltigen Dimensionen der Akkumulation fiktiven Kapitals noch einmal vor Augen, so müssen wir von einem weitaus größeren Anteil der induzierten Wertproduktion am globalen Arbeitsvolumen ausgehen als in den obigen Zahlenspielen unterstellt. Hinzu kommen noch die gewaltigen weltwirtschaftlichen Multiplikatoreffekte, insbesondere auf den Rohstoff- und Agrarsektor in lateinamerikanischen und afrikanischen Ländern (in denen chinesische Investoren und Unternehmen längst ihre Claims abgesteckt haben), aber auch in Russland (das sich jetzt u.a. aufgrund der sinkenden Rohstoffpreise in der Krise befindet). Und schließlich darf nicht vergessen werden, dass, über die hier genannten Beispiele hinaus, weltweit eine unübersehbare Zahl von Mechanismen und Funktionskreisläufen existiert, über die das fiktive Kapital die Wertproduktion antreibt. So beruht bekanntermaßen die immer noch relativ starke Industrieproduktion in Deutschland im Wesentlichen auf dem Export, der ebenfalls größtenteils direkt am Tropf des fiktiven Kapitals hängt; das gilt für den europäischen Defizitkreislauf (der Länder wie Spanien und Griechenland in den Ruin getrieben hat) nicht weniger als für die Exporte in die USA oder nach China.[17]

17. Zu den Konsequenzen der Dominanz des fiktiven Kapitals für die Gesellschaft und die Verkäufer der Ware Arbeitskraft vgl. Lohoff (2015) und Trenkle (2015)

5. Das weltweite Produktivitätsgefälle und sein Einfluss auf die Wertmasse

Haben nun schon die bisherigen Ausführungen gezeigt, dass sich das Theorem vom Abschmelzen der globalen Wertmasse empirisch durchaus plausibel belegen lässt, so bestätigt sich dieser Befund erst recht, wenn wir zusätzlich noch das gewaltige Produktivitätsgefälle zwischen den am Weltmarkt konkurrierenden Ländern und Regionen berücksichtigen. Denn eine empirische Arbeitsstunde erzeugt ja keinesfalls immer den gleichen Wert. Wert ist vielmehr eine gesellschaftliche Kategorie, deren Größe, vom allgemein vorherrschenden, gesellschaftlich gültigen Produktivitätsniveau bestimmt wird. Die einzelne empirische Arbeitsstunde muss sich an dieser „gesellschaftlichen Arbeitsstunde" – Marx spricht von „gesellschaftlich notwendiger Arbeit" – messen lassen und kann dementsprechend mehr oder weniger Wert verkörpern als diese. Wenn beispielsweise ein Arbeiter an einer automatisierten Produktionstraße bei Ford in Detroit durch fünf Arbeiter in einer chinesischen Fabrik ersetzt wird, in beiden Fällen aber die gleiche Anzahl an Elektroautos montiert wird, dann stellt die Arbeit jener fünf Arbeiter den gleichen Wert dar wie die des einen Arbeiters, der in Detroit entlassen wurde. Auch wenn die Zahl der Arbeiter also durch die Verlagerung der Produktion nach China statistisch zugenommen hat, ist die produzierte Wertmasse doch gleich geblieben.[18] Innerhalb eines Landes bewegen sich die Produktivitätsunterschiede in einem begrenzten Rahmen, da unter weitgehend gleichen Konkurrenzbedingungen die weniger produktiven Unternehmen von den produktiveren schnell vom Markt verdrängt werden. Da aber im globalen Maßstab die Produktions- und Lebensbedingungen äußerst stark voneinander abweichen, kann auch die Kluft zwischen den verschiedenen Produktivitätsniveaus extrem ausfallen – sehr viel stärker noch als die hier angenommene Differenz von 1:5.

Siefkes weiß das und geht deshalb ganz zu Recht davon aus, dass man zwecks Überprüfung der Frage, ob die Wertbasis schwindet, nicht einfach Arbeitsstunden weltweit addieren kann, sondern den unterschiedlichen Produktivitätsniveaus Rechnung tragen muss. Das ist zweifellos kein leichtes Unterfangen, denn die vorhandenen Wirtschaftsstatistiken liefern dafür keine brauchbare Daten-

18. Vgl. dazu Postone 2003, S. 287 ff.; Lohoff/ Trenkle 2012, S. 28 ff.

basis. Die Produktivitätskennziffern, die sie ausweisen, beziehen sich allesamt auf monetäre Größen und vermengen daher alle möglichen Faktoren, die mit der Produktivität im Sinne des gültigen Wertmaßstabs gar nichts zu tun haben. So bezeichnet die Kennziffer „Arbeitsproduktivität“ in den volkswirtschaftlichen Statistiken das Verhältnis von BIP und Arbeitsvolumen, wobei das BIP eine Sammelgröße aller in Geld bewerteten Wirtschaftsleistungen ist[19], in die beispielsweise auch die Umsätze, Gewinne und Einkommen des Finanzsektors eingehen, der ganz offensichtlich mit Produktion im eigentlichen Sinne nichts zu tun hat.[20] Hinzu kommt noch, dass die monetäre Bewertung ohnehin die wirkliche Produktivkraftentwicklung verschleiert, weil Produktivitätssprünge sich ja gerade in der Verbilligung der Produkte niederschlagen, sodass sich eine größere Produktmenge in der gleichen Preissumme ausdrücken kann als eine geringere Produktmenge aus der Vorperiode; gesetzt, die Beschäftigtenzahl bleibt gleich, erscheint es dann so, als sei die Produktivität unverändert geblieben (vgl. Lohoff/Trenkle 2012, S. 79 ff.).

Ein wirklich aussagekräftiger Vergleich der Produktivitätsniveaus müsste daher den *stofflichen* Produktausstoß pro Zeiteinheit in den Blick rücken, denn nur so lässt sich die Veränderung des Wertmaßstabs wenigstens annäherungsweise empirisch untersuchen. Das erfordert freilich einen sehr großen Forschungsaufwand; denn erstens muss auf die Ebene der einzelnen Industriezweige rekurriert werden, also auf ein relativ niedriges Aggregationsniveau der Statistik, auf dem stoffliche Mengen noch einigermaßen sinnvoll zusammengefasst werden können (z.B. Tonnen Stahl, Anzahl Mittelklasse-PKWs etc.); und zweitens lassen sich solche Zahlen nur unter großen Mühen aus den vorliegenden Statistiken herausfiltern, die allesamt auf monetäre Größen ausgerichtet sind.[21]

Behelfsweise können wir aber zunächst einmal bei einem Produktivitätsvergleich zwischen verschiedenen Ländern auf monetäre Größen zurückgreifen,

19. Nicht zuletzt aus diesem Grund ist das BIP auch ein völlig ungeeigneter Indikator für den gesellschaftlichen Wohlstand. Auf diese Frage kann ich hier jedoch nicht weiter eingehen.

20. So macht beispielsweise in den USA (Mildner/ Howald 2014) und Großbritannien der Finanzsektor gut 8 % des BIP aus http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/Grossbritannien/Wirtschaft_node.html

21. Wir haben uns mit dieser Problematik an anderer Stelle ausführlicher auseinandergesetzt (Lohoff/Trenkle 2012, S. 79 ff.), weshalb ich mich hier auf diese kurzen Hinweise beschränken kann. Zur Frage, wie der gesellschaftliche Wertmaßstab in der dialektischen Dynamik zwischen der abstrakten und der konkreten Seite der kapitalistischen Reichtumsform konstituiert und immer wieder verändert wird, vgl. Postone 2003, S. 432 ff.

indem wir dabei die Makroebene des BIP verlassen und uns auf die Ebene von Branchen oder Wirtschaftssektoren begeben. Die entsprechende Vergleichgröße wäre die Brutto-Wertschöpfung (BWS) pro Kopf oder pro Arbeitsstunde, wobei „Wertschöpfung" hier im Sinne der volkswirtschaftlichen Definition als (monetär bewerteter) „Produktionswert" abzüglich der Vorleistungen eines bestimmten Sektors zu verstehen ist. Im Wesentlichen ist das die Summe der Löhne und Gewinne sowie der Abschreibungen, also dem in Geld ausgedrückten anteiligen Verbrauch des Anlagen- und Maschinenparks („fixes Kapital"), der auf die Produktmenge in einer Periode entfällt.

Freilich gibt es einen naheliegenden Einwand gegen die Verwendung dieser statistischen Größe: Sind in einem Land die Löhne niedrig oder sehr niedrig, dann fällt natürlich auch die „Wertschöpfung" und mit ihr die Produktivitätskennziffer entsprechend geringer aus. Dieser Einwand hat seine Berechtigung, allerdings kann man dagegen wiederum ins Feld führen, dass die betreffenden Unternehmen oder Branchen eines Landes ja nur deshalb in der Weltmarktkonkurrenz bestehen können, weil sie ihre niedrigere Produktivität durch Lohndrückerei wettmachen; anders ausgedrückt, es wird deutlich mehr Arbeitszeit pro Produkteinheit aufgewandt als in den technologisch hochgerüsteten Fabriken an der Spitze der globalen Produktivitätsleiter, aber die Kosten dafür werden den schlecht bezahlten und überausgebeuteten Arbeitskräften aufgebürdet. Wäre dem nicht so, würden also beispielsweise die Automobilfabriken in China auf dem gleichen Produktivitätsniveau produzieren wie ihre Konkurrenten in Deutschland oder den USA, so hätten sie die letzteren angesichts des extremen Lohngefälles längst vom Markt gefegt. Insofern verweisen die Unterschiede in den Arbeitskosten durchaus auch auf Produktivitätsunterschiede zwischen verschiedenen Ländern, auch wenn sie diese keinesfalls direkt widerspiegeln, weil natürlich jeder Unternehmer versucht, die Produktivität anzuheben *und* gleichzeitig die Löhne so weit wie nur möglich zu drücken.

Für die Verwendung der Brutto-Wertschöpfung als provisorischer Kennzahl für einen Produktivitätsvergleich zwischen verschiedenen Ländern spricht weiterhin, dass sie ja nicht nur die Löhne, sondern neben den Gewinnen auch die Abschreibungen umfasst, während alle „Vorleistungen" (also vor allem Vorprodukte und Rohstoffe) außen vor bleiben. Insofern bezieht sie sich auf alle für die

Wertbildung an einem Standort wichtigen Faktoren. Nun ließe sich dagegen wiederum einwenden, dass, werttheoretisch betrachtet, ja keinesfalls ein Unternehmen den Wert realisiert, den es individuell „geschaffen" hat, sondern vermittelt über die Marktkonkurrenz einen Teil der gesamtgesellschaftlich produzierten Wertmasse an sich zieht, wobei diejenigen Unternehmen sich den größten Anteil aneignen, die am produktivsten sind, die also am wenigsten Arbeitszeit pro Produkt aufwenden. Bezogen auf die BWS bedeutet dies nun aber, dass diese umso höher ausfällt, je höher das Produktivitätsniveau bei einem bestimmten Unternehmen bzw. im Branchendurchschnitt eines bestimmten Landes liegt. Aber genau das wäre ja ein weiteres Argument dafür, die BWS als Kennzahl für den Ländervergleich heranzuziehen, wenn auch angenommen werden kann, dass die beschriebene Umverteilung der Wertmasse einem Verstärkereffekt gleichkommt, der in Rechnung gestellt werden muss. Wir können also nicht annehmen, dass die BWS einen genauen Vergleich der Produktivitätsniveaus ermöglicht, doch als groben Näherungswert können wir sie durchaus heranziehen, solange keine anderen, besser geeigneten statistischen Daten vorliegen.

Stellen wir also einmal versuchsweise die betreffenden Zahlen der beiden wichtigsten Exportnationen China und Deutschland gegenüber. Laut dem Institut der Deutschen Wirtschaft betrug die Brutto-Wertschöpfung im Industriesektor im Jahr 2010 in Deutschland 686 Mrd. USD, in China lag sie mit 1.742 Mrd. USD rund zweieinhalb mal so hoch (IW Köln 2012, S. 37). Im gleichen Zeitraum beschäftigte die deutsche Industrie 10,9 Mio. Arbeitskräfte, in China dagegen lag diese Zahl mit 218,4 Mio.[22] rund 20-mal so hoch. Die BWS pro Arbeitskraft liegt also in Deutschland (mit 62.936 USD) knapp um ein Achtfaches über der in China (7.976 USD). Zu einem ganz ähnlichen Resultat kommt übrigens auch der ausführliche „Modernisierungsreport China", der im Juni 2015 vom Forschungszentrum für industrielle Modernisierung an der Akademie für Wissenschaften in Peking veröffentlicht wurde: „Die Forscher haben ihrem weltweiten Vergleich unterschiedlicher Volkswirtschaften Daten aus dem Jahr 2010 zugrundegelegt. Sie haben dabei den Entwicklungsstand der Industrie anhand von drei Messgrößen bestimmt: nach der Arbeitsproduktivität, nach dem Wachstumstempo in der Wertschöpfung und nach dem Anteil der indu-

22 Zahlen laut www.ilo.org/ilostat/faces/home/statisticaldata/ContryProfile

striellen Arbeitskräfte an der Gesamtbevölkerung. Gemessen an diesen Größen liege China 100 Jahre hinter dem Stand von England und Deutschland und 60 Jahre hinter Japan zurück“ (DIE WELT, 11.6.2015). Die Arbeitsproduktivität in China beträgt dem Report zufolge bloß ein Neuntel derjenigen in den USA.[23]

Selbst wenn wir nun solche Vergleichszahlen mit aller Vorsicht behandeln, zeigt sich doch sehr deutlich, dass das Produktivitätsgefälle gewaltig ist. Wenn Siefkes daher davon ausgeht, dass Chinas Produktivität (und die anderer ähnlich gelagerter Länder) bei 80 % des deutschen Niveaus liegt, dann ist das ganz offensichtlich falsch. Den obigen Berechnungen zufolge müssten ungefähr 10 % angesetzt werden. Diese Differenz erklärt sich daraus, dass die Kriterien, nach denen Siefkes die Produktivitäts-Rangfolge zwischen den betrachteten Ländern ansetzt, nicht dafür geeignet sind. Er zieht den *Human Development Index* (HDI) der UN heran und erläutert dazu: „Der HDI berechnet eine Rangfolge aller Länder anhand einer Metrik, die drei Faktoren kombiniert, nämlich die durchschnittliche Lebenserwartung, die Schulbesuchsdauer sowie das Bruttonationaleinkommen pro Kopf“ (Siefkes 2015b). Was aber dies mit dem Produktivitätsniveau in der Warenproduktion zu tun haben soll, bleibt völlig undurchsichtig.

Daraus aber folgt, dass die von Siefkes vorgelegten Berechnungen, in denen er die Zahl der Arbeitskräfte mit dem Produktivitätsniveau gewichtet, ein viel zu hohes Resultat ausweisen. Würde er bei China einen einigermaßen realistischen Wert anlegen, der irgendwo zwischen 10 und 30 Prozent des deutsche Niveaus liegen müsste[24], und auch die Werte für die anderen „Schwellenländer“ entsprechend anpassen, würde sich zeigen, dass der relativ großen Zahl an Arbeitskräften in Wahrheit nur eine vergleichsweise geringe Wertproduktion entspricht. Um beim Beispiel China zu bleiben: auch wenn die Zahl von 218,4 Mio. Arbeitskräften in der Industrie auf den ersten Blick geradezu gewaltig erscheint, produzieren sie doch aufgrund der niedrigen Produktivität gerade einmal zwei-

23. Viele ausländische Firmen halten sich daher bei den Investitionen zurück und planen den Abbau der Belegschaft, denn die Arbeitskosten seien deutlich schneller als die Produktivität gestiegen (vgl. ebd.).

24. Siefkes’ Berechnungen zufolge stellt China mit rund 604.000 Personen gut 40 % aller produktiven Arbeitskräfte weltweit. Eine Gewichtung mit einem angemessenen Produktivitätsfaktor hätte somit durchschlagende Auswirkungen auf das Kalkulationsergebnis. Allerdings ist definitiv davon auszugehen, dass auch die von Siefkes verwendeten Gewichtungsfaktoren für andere Länder viel zu hoch angesetzt sind.

einhalb mal soviel Wert wie ihre 10,9 Mio. Kollegen in Deutschland. Anders ausgedrückt: die 218,4 Mio. chinesischen Fabrikarbeiter entsprechen, gemessen am global gültigen Wertmaßstab, gerade einmal der lächerlich geringen Zahl von 27 Mio. Arbeitskräften. Daran lässt sich sehr deutlich ablesen, wie schmal die Basis der Wertproduktion mittlerweile geworden ist.

Hinzu kommt noch ein Weiteres: Die von mir geschätzten Produktivitätsdifferenz bezieht sich nur auf den Industriesektor. Siefkes berücksichtigt aber in seine Zahlen sehr zu recht auch andere Sektoren wie die Arbeit in der Landwirtschaft und im Bausektor. Das ist zwar der Sache nach durchaus richtig, weil hier zweifellos wertproduktive Arbeit geleistet wird (jedenfalls soweit es sich nicht um Subsistenzwirtschaft oder Produktion für lokale Tauschmärkte handelt), doch sind hier die Produktivitätsunterschiede noch um ein Vielfaches größer als in der Industrie. Allein in China betrifft das ca. 242 Mio. Arbeitskräfte in der Landwirtschaft, die in der statistischen Auswertung mit einem Produktivitätsfaktor von deutlich unter 10 % zu gewichten wären.[25]Auch in dieser Hinsicht sind Siefkes' Berechnungen also massiv nach unten zu korrigieren.

6. Was bleibt?

Alles in allem sprechen also die von Christian Siefkes vorgelegten Zahlen eine sehr viel deutlichere Sprache als er selbst herausliest: Sie liefern ziemlich eindrucksvolle empirische Belege für die These vom Abschmelzen der Wertproduktion. Wenn Siefkes selbst ein sehr viel vorsichtigeres Fazit zieht, dann, wie gezeigt, vor allem aus zwei Gründen. Erstens blendet er einen zentralen Argumentationsstrang der fundamentalen Krisentheorie einfach aus, nämlich die Überlagerung der Verwertungskrise durch die Akkumulation des fiktiven Kapitals und die damit einhergehende induzierte Wertproduktion. Zweitens setzt er das weltweite Produktivitätsgefälle viel zu niedrig an und überschätzt damit den Beitrag der Millionen von Arbeitskräften in den Newcomer-Ländern des Weltmarkts zur globalen Wertmasse. Dennoch verweist die Auseinandersetzung mit seiner Untersuchung darauf, dass und wie ein empirischer Nachweis der fundamentalen

25. An anderer Stelle (Lohoff/Trenkle 2012, S. 101 f.) haben wir dies am Beispiel einer Baumwollpflückmaschine in den USA illustriert, die am Tag so viel Baumwolle pflückt, wie in Indien 1.000 Arbeiter.

Krisentheorie geführt werden kann. Allerdings bedarf es noch eines gewaltigen Forschungsaufwands, um die verfügbaren Statistiken im Lichte des krisentheoretischen Paradigmas neu auszuwerten. Das sei ausdrücklich auch als Aufforderung zur Beteiligung an entsprechenden Untersuchungen verstanden.

Literatur:

Altvater, Elmar (2010): Der große Krach, Münster 2010

Crouch, Colin (2011): Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus, Frankfurt 2011

Harvey, David (2012): Die urbanen Wurzeln der Finanzkrise, in: ders.: Kapitalismuskritik, Hamburg 2012

Heinrich, Michael (2007): Profit ohne Ende, in: *Jungle World* 12.7.2007

Heinrich, Michael (2008): Die gegenwärtige Finanzkrise und die Zukunft des globalen Kapitalismus, in: *Phase 2*, H. 28, Leipzig 2008

Institut der deutschen Wirtschaft (IW) (2012): Die Messung der industriellen Standortqualität in Deutschland, Köln 2012

Konicz, Tomasz (2015): China: Der namenlose Aktiencrash, in Telepolis 9.7.2015, http://www.heise.de/tp/artikel/45/45394/1.html

Lohoff, Ernst (2015): Wenn Reichtum Reichtum vernichtet. Der inverse Kapitalismus und seine Grenzen, in: Agora 42, 3/2015, www.krisis.org/2015/wenn-reichtum-reichtum-vernichtet

Lohoff, Ernst (2014): Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation. Der Fetischcharakter der Kapitalmarktwaren und sein Geheimnis, Krisis 1/2014, www.krisis.org/2014/kapitalakkumulation-ohne-wertakkumulation

Lohoff, Ernst (1988): Staatskonsum und Staatsbankrott, in Marxistische Kritik 6, Erlangen 1988, www.krisis.org/1989/staatskonsum-und-staatsbankrott

Lohoff, Ernst / Trenkle, Norbert (2012): Die große Entwertung, Münster 2012

MEW 23 = Marx, Karl (1983a): Das Kapital, Band 1, Marx-Engels-Werke Bd. 23, Berlin 1983

Mattick, Paul (2012): Business as usual: Krise und Scheitern des Kapitalismus, Hamburg 2012

Postone. Moishe (2003): Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft, Freiburg 2003

Samol, Peter: Arbeit ohne Wert, in *Krisis* 31 (2007): www.krisis.org/2007/arbeit-ohne-wert

Samol, Peter (2015): Der Mager-Marx, www.krisis.org/2015/der-mager-marx

Siefkes, Christian (2015a): Geht dem Kapitalismus die Arbeit aus? (Teil 1), http://keimform.de/2015/geht-dem-kapitalismus-die-arbeit-aus-1

Siefkes, Christian (2015b): Geht dem Kapitalismus die Arbeit aus? (Teil 2), http://keimform.de/2015/geht-dem-kapitalismus-die-arbeit-aus-2

Siefkes, Christian (2015s): Produktive Arbeit auf dem Prüfstand, http://keimform.de/2015/produktive-arbeit-auf-dem-pruefstand

Mildner, Stormy-Annika / Howald, Julia (2014): Die US-amerikanische Wirtschaft, in: Informationen zur politischen Bildung (Heft 268), Bonn 2014

Streeck, Wolfgang (2013): Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus, Frankfurt 2013

Trenkle, Norbert (2015): Die Arbeit in Zeiten des fiktiven Kapitals, www.krisis.org/2015/die-arbeit-in-zeiten-des-fiktiven-kapitals

Trenkle, Norbert(2015b): Die Abwicklung des Kapitalismus, in Widerspruch 61/2015, München, www.krisis.org/2015/gesellschaftliche-emanzipation-in-zeiten-der-krise

Krisis – Kritik der Warengesellschaft

Krisis Beiträge seit 2013

1 / 2013 **Peter Samol**
Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate
Zur Widerlegung von Michael Heinrichs Kritik am „Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate" und über die Bedeutung der schrumpfenden Wertmasse für den Krisenverlauf

2 / 2013 **Ernst Lohoff**
Auf Selbstzerstörung programmiert
Über den inneren Zusammenhang von Wertformkritik und Krisentheorie in der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie

3 / 2013 **Julian Bierwirth**
Gegenständlicher Schein
Zur Gesellschaftlichkeit von Zweckrationalität und Ich-Identität

4 / 2013 **Peter Samol**
Ein theoretischer Holzweg
Die seltsame Fassung des Begriffs der „unproduktiven Arbeit" von Robert Kurz und wie er sich als Reaktion auf die Kritik daran in einen noch tieferen Schlamassel begeben hat

1 / 2014 **Ernst Lohoff**
Kapitalakkumulation ohne Wertakkumulation
Der Fetischcharakter der Kapitalmarktwaren und sein Geheimnis

1 / 2015 **Julian Bierwirth**
Henne und Ei
Der Wert als Einheit von Handlung und Struktur

1 / 2016 **Norbert Trenkle**
Die Arbeit hängt am Tropf des fiktiven Kapitals
Eine Antwort auf *Geht dem Kapitalismus die Arbeit aus?* von Christian Siefkes

Das komplette Archiv der Krisis seit 1986 findet sich auf www.krisis.org
Ein Teil der Druckausgaben ist noch erhältlich und kann bei u.a. Adresse bestellt werden.

Förderverein Krisis | Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg | krisisweb@yahoo.de